Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 44 Lemberg, am 3. Nebelung (November) 1929

Der verlorene Sohn

Roman von Elsbeth Borchart.

9)

Dazu klang das dumpfe Brausen des Meeres schauerlich durch die Stille. Wenn es nur einmal seinen ewigen Lauf einstellen möchte, nur einmal still — ganz still sein.

Erst mit dem Morgengrauen wurde sie ruhiger. Die blassen Gespenster der Nacht schwanden und der Tag erwachte zu seiner Wirklichkeit.

Der Kampf war vorüber.

Die Sonne schien schon hell in ihr Zimmer hinein, als sie aufstand, sich ankleidete und hinunter zu den Eltern ging. Ihren gewohnten Morgenspaziergang hatte sie heute unterlassen.

Frau Helmbrecht, die auch nicht geschlafen hatte, blickte forschend in ihr Gesicht. Inge lächelte ihr beruhigend zu, aber die Mutter sah doch an den dunkel umränderten Augen, der blassen Farbe ihrer Wangen, daß sie nicht kampflos zum Ziel gekommen war. Freilich, dieses Ziel erriet sie nur zu deutlich. Auf jedem ihrer Züge stand der feste Wille geschrieben. Es gab kein Zurück mehr für sie, und das Mutterherz mußte sich zufrieden geben und das Beste hoffen.

Als Inge später wieder allein in ihrem Zimmer saß, da kamen noch einmal die warnenden Stimmen, und Angst und Reue drohten sie zu übermannen. Mit starker Energie zwang sie sie nieder. Was hatte sie denn zu fürchten? Er liebte und begehrte sie — er war in geachteter Stellung, zwar nicht mehr ganz jung, doch, war denn der andere jünger und fragte sie nach Jugend? Sein Alter galt ihr vielmehr als Gewähr für ein ruhiges, zufriedenes Glück an seiner Seite. Und daß dieses Glück nicht durch sie getrübt werden sollte, nahm sie sich fest vor. Jeder Gedanke an ihre Liebe mußte gebannt werden; sie wollte dem zukünftigen Gatten in jeder Hinsicht ein treues Weib werden. Es war gut, daß er heute noch abreiste, so konnte sie sich besser in die veränderte Lage finden, an den Gedanken gewöhnen. — Es war am besten so, wie es gekommen war. Jemals wieder mit dem Amerikaner an demselben Ort, in so unmittelbarer Nähe leben zu müssen, schien ihr undenkbar, ebenso wie auch der Rat der Mutter, den Vater zu seiner Entlassung zu bestimmen, unausführbar war. Es wäre grausam gewesen, den Vater, ja das Wohl der ganzen Fabrik und ihrer Arbeiter um ihrer törichten Liebe willen zu opfern. Ob Williams vielleicht freiwillig gegangen wäre, wenn sie zurückkäme? — Sie erschrak bei dieser Frage, denn sie mußte die Bejahung annehmen. Er war ja vor ihr geflohen, als sie noch in Buchenau war, an seine so eilige Geschäftsreise hatte sie nie geglaubt. Wenn er aber nun hörte, daß sie verlobt war, würde er bleiben.

Sie lächelte bitter und schmerzlich: Natürlich, dann hatte er ja nicht mehr zu fürchten, daß — sie —

Ein Klopfen an der Tür ließ sie erschreckt zusammenfahren. Der Diener brachte die Meldung, Herr Rechtsanwalt Grunow ließe fragen, ob das gnädige Fräulein ihn empfangen wolle.

Sie gab eine bejahende Antwort und stand von ihrem Platz auf. Ein Schleier legte sich über ihre Augen; sie konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Nach einigen Minuten ging die Tür auf, und Grunow, in tadellosem Gesellschaftsanzug, trat über die Schwelle.

„Inge."

Er eilte auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Inge, ich nehme mein Schicksal heute aus Ihrer Hand. Machen Sie mich zum glücklichsten oder unglücklichsten Menschen."

Jetzt sah sie in seine vor Leidenschaft funkelnden Augen. Sie erschrak, und eine Schauer durchrieselte sie. Instinktiv wandte sie sich ab, wie sich Reinheit und Tugend vom Laster wendet.

„Inge!"

Weich und bestrickend klang ihr Name. Für eine liebende Braut mußte der Klang Wonne und Seligkeit in sich bergen.

„Inge, welches ist Ihre Antwort auf meine gestrige Frage? Nur eines Wortes bedarf es: Ja oder nein?"

„Ja."

Das Wort war gefallen. Es entfesselte einen Sturm von Leidenschaft in seiner Brust. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und beugte sich zu ihr herab.

Wie eine Mimose zog sie sich unter der Berührung zusammen. Sein Gesicht war dem ihren so nahe — sein Atem berührte ihre Stirn, und mit Schauder und Schrecken wurde es ihr erst klar, wozu sie ihm ein Recht gegeben hatte. Sie hatte das Gefühl und Bestreben, ihn mit aller Gewalt zurückzustoßen, doch nur ein leiser Quallaut entrang sich ihrer Brust.

„Inge, was hast du?" fragte er bestürzt und ließ sie los.

Gottlob, daß sie wieder frei war, sie atmete ordentlich auf.

„Nichts, garnichts, Herr Rechtsanwalt," antwortete sie auf seine Frage.

„Herr Rechtsanwalt? Inge, willst du deinen Verlobten nicht anders nennen — weißt du meinen Vornamen nicht?"

Inge war wie mit Blut übergossen und senkte die Augen zu Boden.

Grunow weidete sich sekundenlang an dieser mädchenhaften Schüchternheit, an dem holden Befangensein.

„Soll ich dir helfen, Inge? — Ha —"

„Hans!" sagte sie.

Da überkam ihn ein Rausch. Er zog die jetzt Willenlose in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen.

„Hast du mich lieb, Inge?"

Zu grausamer Wirklichkeit erweckte sie die Frage. Die Betäubung wich von ihr und machte einer heißen Angst Platz. Daß sie die Möglichkeit zu einer solchen Frage auch nie in Erwägung gezogen hatte! Die Liebe ist doch der Anfang der Ehe, und sie wußte nichts von Liebe zu diesem Manne. Mit einem Schlage kam es ihr zum Bewußtsein, was sie im Begriff stand, zu tun.

Betrüge den Mann nicht, sei wahr und ehrlich, wie du es stets warst — auch um den Preis, daß er dich daraufhin freigibt — daß alle deine stolzen, trotzigen Pläne in ein Nichts versinken und du ewig vor jenem Andern gedemütigt bleibst!

So schrie es in ihr auf und vor dieser Stimme versanken Trotz und Stolz. Wahr und ehrlich bleiben — kein Lug und Trug in das fernere Leben mitnehmen.

„Du liebst mich nicht," rief Grunow jetzt ernst, als sie so lange zögerte.

Sie hob die Augen zu ihm auf.

„Hans." Weich und bittend klang ihre Stimme, so, wie er sie noch nie von diesen stolzen Lippen vernommen hatte. „Nein — ich liebe dich nicht so — wie du es vielleicht erwarten mochtest."

„Inge."

Sie lächelte. „Ich hoffe, daß ich dich noch recht lieben lerne, und daß wir glücklich zusammen sein werden. Wenn du aber — meinst — es ginge nicht — so — so ist es noch Zeit —"

„Mein Himmel, Kind, süße, einzige Inge, wie sprichst du nur?" unterbrach er sie erregt. „Ich sollte dich darum aufgeben? Ich verlange ja garnicht, daß du mich

liebst, wie ich dich liebe. — Daß du dich mir zu eigen geben, mein Weib werden willst, ist ja schon so unendlich viel. Alles andere findet sich später gewiß."

„Ich will dir ein treues Weib sein," erwiderte sie leise, aber mit einem befreienden Atemzug.

Da zog er sie von neuem an sich und küßte sie.

Sie duldete es als etwas Unvermeidliches, ohne jedoch die heißen Küsse zu erwidern. Er hatte ein Recht dazu und sie durfte ihm nicht wehren.

Da trat die Mutter ein und brachte ihr Erlösung. In ihren Armen erst fühlte sie sich wohl und geborgen.

Zusammen gingen sie darauf hinüber zum Vater.

Helmbrecht hieß seinen Schwiegersohn herzlich willkommen. Wohl hatte er sich einst einen anderen Sohn gewünscht, einen, an dem sein Herz hing, wie an einem eigenen.

Seine Gedanken hatten in letzter Zeit gar oft bei seinem Direktor, bei seinem „lieben Williams" geweilt, der mit nimmermüdem, selbstlosem Eifer für ihn wirkte und arbeitete. Die Zeichnung seiner neuen Erfindung wäre bis ins kleinste vollendet schrieb er zuletzt, und in nächster Woche sollte mit der Fabrikation der einzelnen Maschinenteile begonnen werden. Welche Aussicht! Wenn dieser Mann sein Erbe hätte werden können! Er wäre seiner wert gewesen; er hätte das große Werk in seinem Sinne geführt.

Nun kam ein anderer, dem seine Interessen so fern lagen, und warb um Inges Hand; er war der Erbe. — Doch Inge konnte ja darauf keine Rücksicht nehmen, was er, der alternde, blinde Mann sich wünschte; sie mußte ihren Weg wählen nur nach ihrem Herzen. Hoffentlich hatte sie gut gewählt. Grunow war ihm ja als Freund seines Sohnes und auch durch sein liebenswürdiges Wesen in den kurzen Wochen näher gerückt und doch — er wußte selbst nicht warum — als Mann seiner Inge hätte er ihn nie gewünscht.

Rechtsanwalt Grunow blieb den Tag über in der Familie. Erst mit dem letzten Zuge wollte er reisen. Es gab ja noch so viel zu besprechen und zu erörtern. Aber gerade das, was ihm am meisten auf dem Herzen lag, kam nicht über Grunows Zunge: die Frage nach den Vermögensverhältnissen, nach Inges Mitgift.

„Inge ist meine einzige Erbin," hatte Helmbrecht, als er sich eine Zeit mit Grunow allein befand, geäußert und damit war der Geldpunkt nicht wieder berührt worden.

Das genügte ihm auch vorläufig. Von seiner Tante wußte er, daß Helmbrecht reich war. Freilich, daß diese Annahme seit den letzten zehn Jahren, wo die Krankheit Helmbrechts den Rückgang der Fabrik heraufbeschworen, nicht mehr zutraf, wußte keines von beiden. Heute am ersten Tage mochte er sich über das Genauere nicht informieren. Dafür war noch später Zeit. Nur auf eins drang er, auf baldige Hochzeit.

Merkwürdigerweise war Inge sehr mit dieser Eile einverstanden und darum wurde die Hochzeit schon auf Anfang September, kurz nach der Rückkehr der Familie nach Buchenau, festgesetzt.

An die Tante setzte Grunow ein Telegramm auf: „Inge errungen — heute noch nach Hause."

Und endlich nahm er Abschied mit der Versicherung, so oft es ihm sein Beruf erlauben würde, für einen oder mehrere Tage nach Misdroy zu seiner jungen Braut zu kommen.

Inge hatte, nachdem der Bräutigam fort war, noch ein langes, inniges Gespräch mit der Mutter, das sehr beruhigend auf beide Teile wirkte. Dann war Inge hinauf in ihr Zimmer gegangen, ohne jedoch ihr Bett aufzusuchen.

Sie setzte sich an das Fenster und blickte in die sternenklare Nacht hinaus. Vor ihren Augen lag das Meer wie ein unendliches, schwarzes, flimmerndes Etwas.

Der Wind hatte sich vollständig gelegt. Ruhig und glatt, nur am Strande sich mit geringem Schaum brechend, kamen und gingen die Wogen.

Ein ewiges Wechseln und doch ein ewiges Einerlei.

War es mit dem Leben nicht ebenso? Ein Kommen und Gehen — nur die kurze Spanne Zeit, wo sich die Wasser an der Düne brachen, die hinterließ ihre Spuren. War es wert, sich um diese kurze Spanne Zeit zu sorgen und zu grämen? — Wahrlich nicht. Waren die Wogen erst wieder zurückgeebbt, dann würde das Leben hinfließen, so glatt und ruhig, wie das Meer, ohne Wunsch, ohne himmelstürmendes Glück, aber auch ohne Klage.

So philosophierte Inge beim Anblick des im Sternenglanze schimmernden Meeres und vergaß eins dabei: daß es Stürme gab, die die Wasser bis in ihre Grundtiefen aufrühren, die sie zu haushohen Wogen türmen und alles unter ihrer Gewalt begraben konnten.

Für das unerfahrene junge Weib war mit dem heutigen Tage mit ihrer Verlobung das Schwerste überstanden. Sie hatte sich mit ihrem selbstgewählten Geschick auszusöhnen versucht. Ueberdies war eine Last von ihrer Seele genommen, die sie der Zukunft mit froherem Mut entgegensehen ließ. Ihr Bekenntnis an den Verlobten, daß sie ihn nicht liebe, war es. So brauchte sie nicht zu heucheln, was sie nicht empfand, und er war ja zufrieden damit und verlangte nicht mehr, als daß sie sein Weib wurde.

„Und ich will ihm ein treues Weib werden, ich will jeden Gedanken an — mein Gott — steigt denn immer noch sein Bild in meiner Seele, vor meinen Augen auf — auch jetzt noch, wo ich die Braut eines anderen bin?"

Sie stöhnte laut auf und preßte beide Hände vor die tränenlosen, heißen Augen.

„Gott, Gott, nimm ihn aus meinem Herzen — laß nicht zu, daß sein Bild mich verfolgt — oder sende einen Ausweg — gib — gib —"

Sie stockte und ihr Gesicht wurde kalkweiß. Was wollte sie eigentlich erflehen, erbitten? — Sie rang die Hände in stummer Qual — und ihre Lippen formten sich zu Worten, die zum Himmel aufsteigen sollten. Aber das unklare Gebet gab ihr keinen Trost, keine Erleichterung und Ruhe.

Es dauerte lange, ehe sie sich entschloß, ihr Bett aufzusuchen. Ihr Gang dahin war müde und schleppend.

Die Jugend erforderte ihr Recht. Die Aufregung der vergangenen Tage hatten ihre Nerven erschlafft. Nach kurzer Zeit schlief sie ein und alles Leid ihres jungen Herzens versank für einige Stunden in Nacht und Vergessenheit.

Mr. Williams arbeitete, während sein Prinzipal mit seiner Familie in Misdroy weilte, mit verdoppeltem Eifer und Aufgebot seiner Kräfte. Bis in die sinkende Nacht saß er über seine Zeichnung und war am frühen Morgen doch wieder als Erster auf dem Platze. Er gönnte sich weder Erholung noch Ruhe. Eine wahrhaft fieberhafte Hast hatte ihn gepackt. Es war, als wenn ein besonderer Umstand ihn trieb, die Fertigstellung seiner Erfindung zu beschleunigen, als wenn er mit diesem Zeitpunkt erst wieder ruhig und zufrieden sein könne. Und es schritt zu langsam fort für seine heiße Ungeduld.

Erst wenn der Name Helmbrecht durch diese Erfindung seinen alten Klang wieder hatte, nein, zu noch höherem Glanz und Ruhm emporgeblüht war, dann erst durfte er seine Aufgabe als vollendet ansehen.

Bisher hatte er nur die Hälfte derselben erledigt. Er hatte Ordnung in der Fabrik geschafft, die Arbeiter unter seinen eisernen Willen gezwungen und sie dann an sich gezogen mit Güte und Menschenliebe: „Seht, wir sind eins — ich kann nichts ohne euch und ihr nichts ohne mich. Laßt uns darum zusammenstehen und halten wie eine Mauer. Keiner ohne den andern, jeder für den anderen und somit jeder für sich selbst."

Und sie standen zu ihm mit Treue und Gehorsam. Der Direktor, der Stellvertreter ihres blinden Herrn, war ihnen längst kein Fremder mehr, sondern ein geliebter, verehrter Vorgesetzter, der auch ein Ohr für ihre kleinen persönlichen Leiden und Interessen hatte.

Die Befriedigung, die jeder andere über die glänzenden Resultate seines Wirkens empfunden haben würde, ging für Mr. Williams vollständig verloren. Er sehnte nur ein Ziel, eine einzige Stunde in seinem Leben herbei, die Stunde, wo er vor Inge gerechtfertigt stehen würde.

Und dieses Ziel hatte er sich zu eigener Qual so weit gesteckt. Oft seufzte er in dem Gedanken daran, und er beschloß, alle seine Gelöbnisse über Bord zu werfen und den Weg, den er sich vorgezeichnet, zu verkürzen. Doch dann blieb die andere Schuld ungesühnt und das war die ältere, die die ersten Rechte forderte.

Vorläufig war das Leben hier in Buchenau ja noch erträglich. Doch was wurde, wenn die Familie Helmbrecht zurückkehrte? Würde er wie einst freundschaftlich mit Inge verkehren können, würde der trübe Schatten, der zwischen ihnen stand, weichen? Den stummen Vorwurf in ihren süßen Augen lesen zu müssen und ihr nicht sagen zu dürfen, was ihn zu schweigen bewog — zu sehen — daß sie den Glauben an ihn verloren hatte, dieses holde, vertrauende Kind — schon der Gedanke daran schien seine Kräfte zu übersteigen.

Da packte ihn wilde Verzweiflung. „Wenn Inge zurückkommt, muß ich fort — ich kann nicht bleiben," schrie er dann auf und seine Fäuste ballten sich an seinen Schläfen: „Aber wohin? Zurück nach Amerika, dein gegebenes Wort brechen, die Schuld ungesühnt lassen?" Welcher furchtbare Zwiespalt! Nicht vorwärts, nicht zurück können! Das mußte die stärksten Schwingen erlahmen und den Flug zur Höhe verhindern.

„Einen Ausweg — — o Gott, einen Ausweg aus diesem Labyrinth!"

Und dieser Ausweg wurde ihm so plötzlich und unerwartet, daß er davon wie zu Tode getroffen wurde.

„Inge verlobt!"

Es dauerte lange, ehe er diese beiden Worte zu fassen vermochte. Helmbrecht hatte es ihm vertraulich in einem Briefe mitgeteilt. Es sollte sonst noch niemand darum wissen und die Verlobungsanzeigen sollten erst bei ihrer Rückkehr nach Buchenau versandt werden.

„Inge verlobt!"

Er schrie es laut auf und ein qualvolles Aechzen und Stöhnen, wie das eines todwunden Tieres kam aus seiner Kehle. Das war nun der Ausweg, der einzig mögliche, einzig denkbare, und er traf ihn wie mit Schwertesspitze mitten ins Herz.

So hatte sie ihn doch nicht geliebt — so täuschte er sich —

Gottlob, daß er sich getäuscht hatte — gottlob, daß ihr Herz nicht nach dem seinen drängte! Die Sünde ruhte allein auf ihm und er mußte sie tragen. Ob sie sich jetzt leichter tragen ließ?

Nein, nein, und tausendmal nein! Wenn sie ihn geliebt hätte unwissentlich, so wäre es keine Sünde — bei ihm war es Sünde, denn er wußte! Aber die Sünde war süß und der Gedanke an ihre Liebe berauschend gewesen.

Vorbei!

Jetzt konnte er wieder in Buchenau bleiben und seine alte Schuld abtragen. Er würde Inge beglückwünschen zu ihrer Verlobung und wie zwei Freunde würden sie die Zeit, die bis zu ihrer Hochzeit blieb, nebeneinander hergehen.

Er fragte gar nicht darnach, wer der Glückliche war, der ihr Herz errungen hatte. Das war ja so gleichgültig gegenüber der Tatsache an sich, und Helmbrecht hatte es ihm auch noch nicht geschrieben.

Von neuem stürzte sich Williams in seine Arbeit, er suchte seinen Schmerz zu übertäuben, den Gleichmut seiner Seele wiederzufinden. Seine starke Willenskraft siegte auch diesmal über die törichte Schwäche, die man Gefühl nennt.

• • •

Die Familie Helmbrecht war von ihrem Seeaufenthalt nach Buchenau zurückgekehrt.

Der Kommerzienrat fühlte sich so gekräftigt und gestärkt danach, wie seit langen Jahren nicht. Der Druck der Sorge, der sonst auf ihm gelastet hatte, war ja auch fortgenommen und frei und sicher konnte er in die Zukunft blicken. Und dem er das verdankte, war niemand anders als Mr. Williams, sein genialer, schöpferischer und mit seltener Arbeits- und Willenskraft begobter Direktor, unter dessen energischer Hand die Fabrik einen neuen, kaum zu erwartenden Aufschwung nahm.

Daß dieser Umstand auf sein körperliches Befinden einwirkte, war nur zu natürlich.

Den ersten Morgen ließ er sogleich seinen Direktor zu sich rufen und hatte mit ihm ein längeres, anregendes Gespräch. Williams freute sich über das gesunde Aussehen und die gute Laune seines Chefs.

Inges Verlobung wurde merkwürdigerweise mit keiner Silbe erwähnt. Seine Damen seien noch sehr ermüdet von der Reise, hatte Helmbrecht nur gesagt, und sie schliefen wohl noch.

Williams war darauf wieder in sein Zimmer gegangen, um die eingegangenen Postsachen zu revidieren.

Da fiel ihm ein offener Brief in die Hände. Das Format deutete auf eine Familienanzeige — doch wer konnte ihm hier eine solche schicken? Er kannte niemand.

Mit einemmal fuhr es ihm wie ein Stich durch das Herz und mit zitternden Händen zog er das zweiteilige, in Gold geschnittene Blatt heraus und entfaltete es.

Ein Aufschrei kam von seinen Lippen. Das Blatt entsank ihm, sein Gesicht wurde weiß — das Blut stockte in seinen Adern.

„Ingeborg Helmbrecht — Rechtsanwalt Dr. Grunow."

Schwer ächzend sank er in seinen Stuhl und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

„Es kann nicht — es darf nicht sein. Die Vereinigung dieser beiden Menschen darf nicht stattfinden!"

Das war das einzige, was er klar denken und empfinden konnte.

„Es kann nicht — es darf nicht! Hahaha —" Ein hartes, höhnisches Lachen machte seinem anfänglichen finsteren Brüten ein jähes Ende. Er sprang auf und rannte in seinem Zimmer umher.

Wie leicht es gesagt ist, dieses „es kann nicht, es darf nicht." Wer und was hatte die Macht, es zu verhindern? Er vielleicht? — Wenn er sie warnte, sie beschwörte? — Sie würde ihn für wahnsinnig oder Schlimmeres halten oder — sie würde denken — er — er —

Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn und sein Hirn arbeitete fieberhaft. Diesmal ließ ihn sein erfinderischer Geist im Stich, er fand nichts, was er als Beweis, als Grund hätte angeben können. Und das Glück der Geliebtesten stand auf dem Spiele. Liebte sie den Mann, dem sie sich verlobt hatte — konnte sie ihn lieben? Hatte er nicht in ihren Augen vor gar nicht langer Zeit eine andere Liebe gelesen? War es denkbar, daß ein Frauenherz so wandelbar sein konnte?

Die Flut der Gedanken, die auf ihn einstürmte, bedrückte ihn. Er mußte hinaus in die frische Luft, vielleicht daß ihm dort ein vernünftiger Gedanke käme.

Hastig griff er nach Hut und Stock und ging hinunter, über den Fabrikhof nach jener Richtung, wo der Park lag.

In feierlichem Schweigen lag die weite, schattige Buchenallee. Kein fallendes Blatt kündete die Nähe des Herbstes, überall noch dunkles, sattes Grün. Und doch war es schon September.

Er hatte nur wenige Schritte gemacht, als er etwas Weißes durch die Bäume schimmern sah. Sein Herz begann zu schlagen. Die weiße Gestalt war Inge. Sie lehnte an der Sandsteinbalustrade, die als Einfassung einiger Stufen, die nach dem Innern des Parkes führten, diente. Ihr Gesicht war ihm abgewandt. Bewegungslos stand sie und schien zu träumen.

Williams überlegte sekundenlang, ob er nicht umkehren solle, doch mit unwillkürlicher Gewalt trieb es ihn vorwärts.

Bei dem Geräusch seiner Schritte wandte Inge sich um. Die Farbe ging aus ihrem Gesicht und ein Zittern befiel sie. Aber sie hatte sich schnell gefaßt, und als Williams vor ihr stand, zeigte sie ihm bereits ein ruhig, kühles Gesicht. Daß sein Gesicht verstört, seine Augen glanzlos und trübe waren, merkte sie nicht, denn sie sah an ihm vorbei.

Eine Begegnung mußte ja noch einmal stattfinden, und es war gut, wenn das gleich am ersten Tage geschah. Sie wappnete sich dazu mit allem, was sie an gleichgültiger Kühle und Stolz besaß.

Williams zog den Hut und verbeugte sich.

„Sie gestatten, gnädiges Fräulein," — das „gnädiges Fräulein" wollte ihm kaum über die Lippen —, „daß ich Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Verlobung ausspreche."

„Danke, Mister Williams!" sie reichte ihm die Hand eine kühle, zarte Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Todesurteil dem Menschenfresser

Paris. Die Geschworenen von Douai haben in dem Prozeß gegen den Menschenfresser on Houbourdin, der angeklagt war, zwei minderjährige Mädchen, darunter seine eigene Tochter, vergewaltigt und zwei andere Kinder im Sexualrausch getötet zu haben, das Todesurteil gefällt.

Die Tore des Justizpalastes waren von den frühesten Morgenstunden an von einer fanatisierten Menge umlagert. Auch heute wurde der Angeklagte Masselis nur mit Mühe vor dem Lynchen bewahrt. Der Gerichtshof hat in vierzehn Punkten die Schuldfrage einstimmig bejaht und die fünfzehnte, die sich auf das von Masselis geleugnete Attentat gegen das vierte Mädchen bezog, verneint. Die Zuerkennung mildernder Umstände wurde abgelehnt. Das Urteil lautete auf Tod durch Guillotine. Als der Angeklagte nach Verkündung des Urteils abgeführt wurde, heulte die Menge im Chor: „a mort, a mort."

Ein zweites Todesurteil wurde von den Geschworenen von Bourges gefällt und zwar ebenfalls gegen einen Sexualverbrecher. Ein 23jähriger Diener eines Landguts hatte in einer Mainacht dieses Jahres eine junge Bäuerin, die sich weigerte, ihm anzugehören, durch mehrere Messerstiche sich gefügig gemacht, an deren Folgen das Mädchen starb. Ebenso wie in Douai wurde die Verhandlung größtenteils unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt. Die Geschworenen hatten bereits am ersten Verhandlungstag nach nur 1½stündiger Beratung sämtliche Schuldfragen bejaht und mildernde Umstände abgelehnt. Der Angeklagte wurde zum Tode durch Guillotine verurteilt.

Katzen im Staatsdienst

Den Katzenfreund wird es sicher besonders interessieren, wenn er hört, daß Katzen nicht nur mehr oder minder beliebte Haustiere sind, sondern auch in einzelnen Staaten regelrecht im Staatsdienst verwendet werden, so daß man mit vollem Recht von „Staatskatzen" sprechen kann. Ein regelrechtes „Katzenbudget" haben die Vereingten Staaten von Nordamerika. In ihm sind die Unterhaltungskosten für die in den Postämtern lebenden Katzen vorgezeichnet, deren Aufgabe es ist, die Postpakete gegen Mäuse und Ratten zu schützen. Vermehren sich diese Katzen, so wird dies dem vereinsstaatlichen Generalpostminister gemeldet, und automatisch erfolgt eine Erhöhung der Ausgaben für Katzen. Aus diesem Grunde ist wohl anzunehmen, daß in den Postämtern kein Mangel an Katzen herrschen wird. Aber nicht nur in Amerika, sondern auch in Frankreich erfüllen Katzen Staatsaufgaben. So werden besonders in den militärischen Niederlagen Katzen gehalten; für jede zahlt der französische Staat ein Tagesgeld von 10 Centimes. Da diese Ausgabe schon sehr lange besteht, ist anzunehmen, daß sie sich für den Staat gut bezahlt macht. Zwei berühmte „Staatskatzen" besitzt England. Es sind der im Britischen Museum hausende Kater Michael und die Katze Emilie im Innenministerium, von der das Gerücht umgeht, daß sie an jeder Sitzung dieses Ministeriums teilnehme. Allerdings sind für Unterhaltung dieser Katzen nicht besondere Summen ausgesetzt, wie dies in Amerika und in Frankreich der Fall ist.

Späte Rache

Vor den Konstantinopler Gerichten wird augenblicklich ein Mordprozeß verhandelt, der eine geradezu romanhafte Vorgeschichte hat und wieder einmal zeigt, wie lebendig in den Orientalen auch heute noch das Gefühl der Verpflichtung zur Blutrache ist. Der Angeklagte, der kaukasische Türke Mehmedoglu Ali, ist geständig, einen anderen kaukasischen Türken Hisir in einer einsamen Gegend am Bosporus erschlagen zu haben. Er erzählt folgende Geschichte: Der ermordete Hisir und der Mörder wohnten vor zehn Jahren in einem kleinen türkischen Dorfe bei Batum auf russischem Gebiet. Hisir geriet in Schulden und sein kleines Landgut wurde im Wege der Zwangsversteigerung verkauft. Käufer war der Bruder des Angeklagten, Abdi. Obwohl Abdi gar nicht zu den Gläubigern des Hisir gehört hatte, beschloß dieser, sich an ihm zu rächen. Beim bolschewistischen Umsturz bezichtigte er den Abdi, eine Bombe gegen eine kommunistische Demonstration geworfen zu haben, und ein „rotes" Tribunal ließ den Abdi hängen. Als der jetzige Angeklagte Ali aus dem Kriege zurückkam, beschloß er, seinen Bruder zu rächen. Nach langem Suchen brachte er in Erfahrung, daß Hisir nach Konstantinopel verzogen war. Er verfolgte ihn daraufhin vier Jahre. Im letzten Frühjahr gelang es ihm endlich, Hisir ausfindig zu machen und sich mit ihm anzufreunden, da Hisir ihn nicht kannte. Nach wochenlanger Bekanntschaft machten die beiden einen Ausflug nach dem oberen Bosporus. Hier erschlug Ali den Denunzianten seines Bruders mit einer schweren Eisenstange. Der Angeklagte erklärte dem Gericht, er fühle sich frei von aller Schuld, denn er habe nur seine heilige Verpflichtung zur Blutrache erfüllt. Was mit ihm geschehen werde, sei ihm völlig gleichgültig.

Eine Falschmünzer-Geschichte

Mailand. Eine junge Dame der Mailänder Gesellschaft geriet neulich in den Verdacht, Mitglied einer Falschmünzerbande zu sein, bloß weil sie den Inhalt ihres Handtäschchens etwas unvorsichtig zusammengestellt hatte. Auf ihrem Morgenspaziergang kam sie an einem Obststand mit Weintrauben vorbei. Sie ließ sich ein Kilo abwiegen und gab dem Verkäufer ein Fünf-Lire-Stück. Der Händler wog es in der Hand, ließ es klirrend auf das Zahlbrett fallen und gab es ihr mit dem Bemerken zurück, daß es falsch sei. Sie errötete leicht und reichte ihm ein anderes. Der Mann prüfte es; es war ebenfalls falsch. Aber das sei doch nicht möglich, sagte die Signora empört und wies eine dritte Münze vor. Sie war nicht echter als die vorigen. Die Dame schüttete nun, sichtlich nervös, den ganzen Inhalt ihrer Börse aus: elf Fünf-Lire-Stücke, die sämtlich aus Blei zu sein schienen. Der Händler warf einen verächtlichen Blick auf das Geld, einen äußerst mißtrauischen auf die Signora, und nahm das Kilo Weintrauben wieder an sich. Aufs höchste erregt und dem Weinen nahe, beteuerte die Dame, daß sie absolut nicht wisse, wie die wertlosen Münzen in ihr Täschchen geraten seien. Jemand müsse ihr einen bösen Streich gespielt haben.

Der Kommissar, der sie auf dem Polizeiamt verhörte, war bestürzt als sie ihren Namen nannte. Es war doch undenkbar, daß eine Dame aus so vornehmer Familie — — —. Aber — man hatte schon ganz andere Dinge erlebt! Und die unter Tränen hervorgebrachte Behauptung, ein Taschendieb habe das gute Geld sicherlich gestohlen und dafür schlechtes in die Börse getan, verdiente wirklich nicht viel Glauben.

Ein paar Nachforschungen, eine rasch vorgenommene Haussuchung in der Wohnung der Verhafteten brachten kein Licht in die dunkle Geschichte. Der Kommissar war ratlos. Die arme sympathische junge Signora tat ihm leid. Vielleicht war sie doch unschuldig. Er hoffte es und fing an, sie nochmals eingehend auszufragen. Sie hielt hartnäckig daran fest, daß es sich um einen Diebstahl oder vielmehr um einen schlechten Tausch handeln müsse. „Denn sehen Sie," erklärte sie, „ich habe ein Thermometer in meiner Handtasche. Es ist zerbrochen, wie ich jetzt erst bemerke. Das Quecksilber ist heraus. Aber dann müßte es doch irgendwo sein, doch ich kann es nirgends finden. Folglich hat es jemand gestohlen." Der Kommissar hörte aufmerksam zu, dachte einen Moment scharf nach und rannte dann ans Telephon, um einen chemischen Sachverständigen herbeizurufen.

Der Chemiker kam, besah sich die Münzen und das zerbrochene Thermometer und lachte. Die Sache war ganz einfach. Das freigewordene Quecksilber hatte sich, seiner Natur gemäß, sofort auf die Silbermünzen gestürzt und sie mit einem bleiähnlichen Ueberzug umgeben. Das war des Rätsels Lösung. Die Signora atmete erleichtert auf (der Kommissar auch), dankte den Herren für die Rettung und ging, um eine Erfahrung reicher, nach Hause.

Verkehrsordnung für Elefanten

Bombay. Automobilisten, die durch Indien fahren, kommen gelegentlich in heftige Berührung mit der asiatischen Tierwelt. Und dabei ereignen sich oft Unfälle, die wir in Europa gar nicht kennen. Neulich wieder stieß ein Motorrad mitten in der nächtlichen Landschaft auf einen harten Gegenstand, der geographisch nicht vorhanden war und erst der Zoologie sein Dasein verdankte. Dieser Zusammenstoß war von großem Schaden für das Motorrad, während ihn der harte Gegenstand weit besser überwand. Und seit diesem Tage unterstehen Elefanten der indischen Verkehrsordnung. Sie sind in den Zirkel der beweglichen Gegenstände eingeordnet worden und müssen die Fahrregeln befolgen. Zum Beispiel müssen sie sich auf allen Dämmen rechts halten und an Straßenkreuzungen Warnungszeichen von sich geben. Im Falle physischer Unmöglichkeit dürfen ihre Führer es für sie tun. Weshalb von nun ab alle Elefantentreiber Trompeten bei sich führen. Auch haben die Elefanten, genau wie Automobile, bei eintretender Dunkelheit beleuchtet zu sein.

Was die Beleuchtung betrifft, so wird ausdrücklich betont, daß sie selber und nicht etwa ihre Führer zu strahlen haben. Genau nach den Vorschriften für Automobile: vorn mit zwei weißen Positionslampen und hinten mit dem roten Schlußlicht.